

Zwei Paradigmen der Liturgiewissenschaft?

Die Replik von Alexander Deeg auf Christian Grethlein

Ein wenig ratlos stehe ich vor der Replik Christian Grethleins. Ich meinte, vermittelnd einige Brücken gebaut zu haben. Keine davon betritt er auch nur einen Schritt. Ich versuche es nochmals und sage ganz grundlegend: es ist unerlässlich, die liturgischen und darüber hinaus kulturellen und gesellschaftlichen Wirklichkeiten bei jeder liturgiewissenschaftlichen/praktisch-theologischen Reflexion im Blick zu behalten, von ihnen her kommend zu denken und auf ihre Neugestaltung hin zu arbeiten. Ich meine, dass Christian Grethlein und ich uns in dieser Grundlegung einig sind. Liturgiewissenschaft wäre – wie Praktische Theologie generell – auf dem Holzweg, wenn sie unabhängig von den „Phänomenen“ des gelebten Lebens und Glaubens irgendetwas denken oder entwickeln wollte. Unsere Wege gehen auseinander, wenn sich die Frage stellt, wie wir diese Phänomene wahrnehmen und dementsprechend zur Erarbeitung von Alternativen gelangen.

Im Blick auf die beiden Texte, die wir hier vorgelegt haben, scheint die Frage durchaus berechtigt: führen wir hier den vor allem katholischen Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift einen Antagonismus vor, der sich derzeit innerhalb der evangelischen Liturgiewissenschaft abzeichnet und der diese in ein *ästhetisches* und ein *empirisches* Paradigma zerfallen lässt? Wird an der Perikopendiskussion wie an

einem Katalysator ein weit größerer methodischer und inhaltlicher Konflikt erkennbar? Meine Antwort: Ja und Nein.

Ja, denn anders kann ich Christian Grethleins Aussagen kaum einordnen. Augenscheinlich kann für ihn nur noch das als „wissenschaftlich“ fundiert gelten, was sich als empirisch validiert erweist. (Obwohl er selbst in seiner „Praktischen Theologie“ und in den allermeisten Veröffentlichungen, die ich von ihm wahrnehme, für eine dezidiert theologische, von der „Kommunikation des Evangeliums“ her argumentierende Praktische Theologie eintritt, für die empirische Wahrnehmung *einen* Aspekt ihrer Arbeit bedeutet).

Nein, denn es ist möglich, ästhetische und empirische Überlegungen nicht auseinanderlaufen zu lassen, sondern aufeinander zu beziehen und für weitere wissenschaftliche Perspektiven zu öffnen. Die Frage lautet: wie kommen wir der komplexen Wirklichkeit der vielfältig gefeierten und gestalteten, erlebten und gedeuteten Gottesdienste nahe? Ich plädiere liturgisch (und insgesamt praktisch-theologisch) für ein integratives und multiperspektivisches Arbeiten. Dafür scheint mir ein ästhetischer Gesamthorizont hilfreich, in dem der Gottesdienst als komplexes Phänomen aus Worten und Tönen, Räumen und Zeiten, Personen und Gegenständen wahrgenommen wird. Zu dieser Gesamtwahrnehmung und zur Reflexion dieses

Phänomens tragen dann biblisch-theologische, systematisch-theologische, historische, empirische, musik-, kultur-, literatur- und sozialwissenschaftliche... Perspektiven bei.

DER KLANGRAUM UND DIE KONKRETEN KLANGGESTALTEN

Der Begriff des „liturgischen Klangraums“ (in der Tat: „nur“ eine Metapher!) scheint mir nach wie vor gut geeignet, um diesen ästhetischen Gesamthorizont zu umschreiben. Ein liturgischer „Klangraum“ ist jenes Ensemble der Texte und Melodien und Handlungsabläufe, die einen Gottesdienst prägen und sich z.B. im Gottesdienst- und Perikopenbuch wiederfinden lassen. Er wird sich vor Ort in den gefeierten Gottesdiensten in jeweils unterschiedlichen *Klanggestalten* realisieren – je nach Raum, Musik, Personen, konkreten Textarrangements etc. Die von Christian Grethlein einzig für die Perikopen genannten Kriterien der Lektionsfähigkeit und Prädikabilität sind zwei Aspekte, die gewiss für die Zusammenstellung von Texten in einem Klangraum zu beachten sind. Es kommen aber einige weitere Perspektiven hinzu: biblisch-hermeneutische (z.B.: Wie beziehen sich etwa alt- und neutestamentliche Texte aufeinander?); systematisch-theologische (z.B.: Kommt in dem Miteinander der Texte und Lieder insgesamt „das Evangelium“ zum Klingen?); ästhetische (z.B.: Um welche Textarten handelt es sich? Wie gut lassen sie sich als Lesetexte gestalten?); liturgische (z.B.: Wie fügen sich diese Texte in die Zeit im Kirchenjahr? Wie verhalten sich Texte im Zusammenspiel mit Wochenspruch/Wochenlied?); alltagshermeneutische (z.B.: Welche Themen und

Fragen klingen an? Wie werden diese durch die verschiedenen Texte wechselseitig beleuchtet?).

Manche dieser Perspektiven lassen sich in der Tat empirisch erarbeiten, viele aber nicht, was die Notwendigkeit eines mehrperspektivischen Zugangs unterstreicht. So erweist sich der Begriff des *Klangraums* als m.E. nicht nur tragfähige, sondern auch anregende Metapher für die Erforschung der Gottesdienste und deren weitere Entwicklung.

LUSTVOLL AN DER TRADITION ARBEITEN

Christian Grethlein wird grundsätzlich in seiner Replik – und wirft meinem Beitrag, nein eigentlich: meinem gesamten akademischen Schreiben, letztlich mangelnde methodologische Reflexion bzw. empirische Validierung, grundlegender: fehlende Wissenschaftlichkeit vor. Dies zeigt er u.a., indem er einen Satz zitiert, in dem ich *nicht* versuche, Kirche abschließend zu „definieren“, sondern *einen* Aspekt des Kircheseins zu beschreiben, bei dem ich eigentlich mit Zustimmung des Kollegen gerechnet hätte und meinte, eine Brücke zu seinem Kirchenverständnis gebaut zu haben. Schlicht sagt dieser Satz: Kirche hütet keine Traditionen, sondern hat eine Aufgabe zur gegenwärtigen Kommunikation. Ich könnte – wenn der Platz hier ausreichen würde – gerne zeigen, wie das mit dem „neutestamentlichen Ekklesia-Verständnis“ (vgl. nur 1Kor 14), „biblischen Aussagen zur Taufe“ (vgl. nur 1Kor 12,13 im Kontext des gesamten Kapitels) und gerne auch mit „empirischen Einsichten“ zusammenhängt (vgl. die Studien zur Weitergabe von Traditionen zwischen den Generationen,

zur Bedeutung von Familie, Schule etc. für religiöse Sozialisationen).

Damit aber bleibt die spannende Frage, wie Anschlüsse an die Tradition und deren ständige Veränderung gestaltet werden. Dies gilt für die Perikopenordnung, dies gilt für Gottesdienste insgesamt, dies gilt aber auch für jedes weitere kirchliche Handeln. Mit dem Begriff der „Traditionskontinuität“ liegt dafür eine zugleich konstruktive wie kritische Basis vor. Christian Grethlein lässt sich auf einen solchen Umgang mit Tradition augenscheinlich nicht ein, so dass ich mich frage, ob er tatsächlich der Meinung ist, dass Tradition einfach abgeschafft gehört und wir auf rein empirischer Basis (aber nochmals: wen befragen wir dann und wozu genau?) ganz von vorne anfangen. Das wäre dezidiert nicht der Weg der Reformatoren, die sich ebenso gerne wie wir kritisch dem Vorfindlichen stellten, es fortsetzten, wo möglich, und veränderten, wo nötig.

UND NOCHMALS: DIE PERIKOPENREVISION

Meinen Eindruck werde ich nicht los: Christian Grethlein lebt mit dem Vorurteil, als säßen an der Perikopenrevision Menschen, die nicht nur keine Bereitschaft zu solider wissenschaftlicher Arbeit besitzen, sondern auch rein „kerngemeindlich“, „binnenkirchlich“, „traditionalistisch“ orientiert wären. Bei aller Freude am akademischen Streit und an notwendiger Zuspitzung kann ich zwei der Vorwürfe Grethleins zur aktuellen Perikopenrevision so nicht stehen lassen: (1) Die wiederholte Behauptung, die Perikopenrevision stehe weder empirisch noch historisch auf solidem Boden. Dies ist angesichts der zitierten empirischen Studie der

Kollegen Pickel und Ratzmann falsch. Dass unterschiedliche Auffassungen über den Ansatz empirischer Untersuchungen existieren, ist möglich, berechtigt aber nicht zu dem Vorwurf, sie seien nicht „sorgfältig“ durchgeführt. Und auch die historische Erarbeitung kam in der Revision keineswegs zu kurz. Ständig war die komplexe Perikopengeschichte mit präsent, wenn Entscheidungen getroffen wurden. (2) Gleichzeitig waren und sind sich alle Verantwortlichen der ökumenischen Herausforderung bewusst. Der Systemwechsel hin zu einem anderen, ökumenisch anschlussfähigeren Modell wurde ernsthaft erwogen und – wie ich meine – mit guten Gründen (die auszuführen hier zu weit führen würde) nicht weiterverfolgt.

Es ist abzuwarten, wie die konkreten Rückmeldungen auf den Revisionsvorschlag am Ende des Erprobungsjahres nun ausfallen. Die Aufbereitung der dazu erhobenen Daten erfolgt in den verschiedenen Landeskirchen unterschiedlich. Bislang liegen mir in der Tat nur einzelne Rückmeldungen aus „vielen Gemeinden“ vor. Freilich interessieren sich nicht plötzlich alle Getauften für die Ordnung der Lese- und Predigtperikopen. Und allein durch neue Texte im Gottesdienst steigen die Besucherzahlen nicht signifikant an. Die Perikopenrevision ist ein Aspekt einer vielfältigen Bemühung um gegenwärtige evangelische Gottesdienstkultur. Aber dass vielerorts (ich weiß, das ist nicht „empirisch valide“ formuliert) in Kirchenvorstandssitzungen, in Bibelkreisen, nach Gottesdiensten, ja auch in Konfirmandengruppen über einzelne Texte (vor allem über neue Vorschläge aus dem Alten Testament) oder ganze Textzusammenstellungen rege und kontrovers diskutiert wird, dringt immer wieder an mein Ohr. Genaueres wissen wir dann im kommenden

Jahr. Dann werden nächste Schritte beraten und – wenn alles gut geht – liegt 2017 eine Perikopenordnung vor, die zeigt, wie Klangräume traditionskontinuierlich entwickelt und so zeitgemäß neu gestaltet werden können. Und freilich gilt dann auch: jede vorliegende Periko-

penordnung trägt ein Verfallsdatum – und muss am besten ziemlich unmittelbar nach ihrer Einführung neu überprüft und weiterbearbeitet werden. Das ist der Reiz und die Mühe eines traditionskontinuierlichen Arbeitens an liturgischen Klangräumen. ■